Das Geheimniß des Harems.

Vor dem Gericht in Tunis ist ein Theil des dichten Schleiers gelüftet worden, der den Harem eines Muselmannes nicht weniger den neugierigen Blicken der Welt verschließt, als die in ihm hausenden Schönen selbst. Auf dem Landsitze Touboursouk, in der Nähe von Tunis hatte der bei dem Bey sehr angesehene und reiche Li Hag Ahmed seinen Harem. Die drei legitimen Frauen, welche er neben einem kleinen Heere von Odalisken besaß, hatten ungefähr seit Anfang dieses Jahres Freundschaft geschlossen mit einer Haremsdame, welche häufig nach Touboursouk kam, um Li Hag Ahmeds Gattinnen zu besuchen. Li Hag Ahmeds Mitleid war für die Dame wachgerufen worden, als er sie einmal im Frauengemach antraf und sie ihm nur durch Geberden antwortete. Die Aermste hatte, wie seine Gattinnen ihm mittheilten, vor Schreck während eines Wochenbettes die Sprache verloren. Wenn Ahmed in der Folge die unglücklichen Seyse wieder einmal in seinem Hause traf, was übrigens nur äußerst selten sich ereignete, so begrüßte er sie doppelt huldvoll, wie der Koran es ja vorschreibt, besonders milde gegen Unglückliche zu sein. Ob Seyse schön oder häßlich sei, wußte Li Hag Ahmed natürlich nicht, da sie als sittsame Frau ihr Antlitz dicht verhüllt trug. Er erzählte einem seiner Freunde eines Tages von diesem wunderbaren Freundschaftsverhältnisse seiner Frauen zu der Stummen.

Der Freund lobte im Hinblick auf die bereits erwähnte Koransatzung dieses Verhältniß, konnte aber die neugierige Frage nicht unterdrücken, wie denn die Unterhaltung zwischen den vier Frauen geführt würde. Ahmed mußte bekennen, daß er daran merkwürdigerweise noch gar nicht gedacht habe, und er beschloß die vier Frauen einmal zu belauschen. Zugleich erwachte in ihm, ihm selbst fast unerklärlich, ein gewisser Argwohn. Er richtete sich neben dem Haremlik, dem Frauengemach, einen Beobachtungsposten ein, der in jedem Haremlik leicht zu finden ist, da bei der Erbauung eines Frauengemaches gleich die Möglichkeit ins Auge gefaßt wird, daß der Gebieter des Harems selbst unbemerkt, seine Frauen beobachten kann. Ahmed brauchte nicht lange zu warten. Die Stumme erschien, und „Salem Aleikum" tönte es von ihren Lippen. Das maßlose Erstaunen Ahmeds wuchs jedoch zum unbändigen Zorn, als die Erschienene ihrer Schleier sich entledigte, und er in das Gesicht eines hübschen jungen Tunesers blickte. Bald fielen auch die Frauen nieder, und in der malerischen Tracht eines türkischen Notablen stand der junge Mann inmitten des Harems. Hier war er offenbar zu Hause, wie aus der lustigen Konversation hervorging, die schnell in flottesten Gang gekommen war. Im ersten Moment hatte Ahmed sich auf den Eindringling stürzen wollen, aber er hielt noch an sich, um zu sehen, wie weit der Fremde es mit seinen Frauen treiben würde. Aber als er erkannte, bis zu welchem Grade der Intimität der Jüngling es bei seinen Frauen gebracht, konnte er sich in seinem Versteck nicht mehr meistern. Er stürmte nach der Waffenkammer, wie sich eine solche in jedem vornehmen tunesischen Hause befindet, ergriff einen haarscharfen Yatagan und drang mit diesem in das Frauengemach.

Ahmed, seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte auf den Verführer los, der jedoch durch eine geschickte Wendung dem furchtbaren Schlage zu entgehen und das Freie zu gewinnen wußte. Als der Gatte den Verführer entkommen sah, warf er sich auf die vor Schreck völlig gelähmten Frauen, und ein entsetzliches Blutbad begann. Ahmed rastete nicht eher, als bis auch die Letzte gräßlich verstümmelt den letzten Athemzug gethan. Dann durchstürmte er das Haus nach dem treulosen Eunuchen, der in die Intrigue mit verwickelt sein mußte, und als er ihn, zitternd und bebend in einem Winkel versteckt, entdeckt hatte, machte er mit einem einzigen Schlage auch diesem den Garaus. Nach diesem blutigen Werke kam Ahmed die Besinnung wieder. Er reinigte sich von den Spuren seiner entsetzlichen Arbeit und stellte sich selbst dem Gericht. Unlängst nun stand der vierfache Mörder vor seinen Richtern. Die gesammte christliche und islamitische Welt war auf das Urtheil gespannt. Vom frühesten Morgen an war das Gerichtsgebäude von großen Menschenmassen umlagert, die mit aufrichtiger Genugthuung das Urtheil begrüßten, das nach etwa fünfstündiger Verhandlung gefällt wurde. Es lautete auf Freisprechung. Die Richter hatten sich alle auf die Seite des in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Ehemannes gestellt und den bisher des besten Leumundes sich erfreuenden Mann vor dem schmachvollen Tode durch Henkershand oder ewigem Kerker bewahrt.

— **Ein altes Gesetz** auf den Shetlands-Inseln bestimmt, daß der aus gestrandeten Walfischen erzielte Gewinn zu einem Drittel dem Eigenthümer des betreffenden Küstentheiles, der Rest den betheiligten Fischern zukommt, Frauen aber bei der Theilung der Beute nicht berücksichtigt werden dürfen. Vor einigen Jahren nun begab es sich, daß eine kleine Heerde Walfische in Sicht kam, während gerade die ganze männliche Bevölkerung auf Fischfang abwesend war. Kurz entschlossen bestiegen die Frauen die Boote, schnitten den Walen den Rückzug nach der offenen See ab und trieben sie in eine Bucht, wo sie auch glücklich zum Stranden gebracht wurden. Eine der Frauen hatte auf die Fahrt ihr Kind mitgenommen, das noch nicht laufen konnte —, und für dies Kind wurde, da es ein Knabe und das einzige männliche Wesen war, das an dem Fischzuge theilgenommen hatte, der ganze nach Abzug des Herrendrittels verbleibende hohe Ertrag in Anspruch genommen, und kraft des Gesetzes auch erlangt.

— **Ein rücksichtsvoller Junge.** — Tante: „Nun, Fritz, hast Du heute wieder Prügel in der Schule bekommen?" — Fritz: „Ja — aber ich hab' sie garnicht gespürt!" — Tante: „Aber Du weintest doch vorhin!" — Fritz: „Ich wollte dem alten Lehrer nur einen Gefallen thun!"

Eine Hochzeit mit Hindernissen.

Ein Bild aus dem venezianischen Volksleben. Von **Henry Perl** (Venedig).

Gheco und Santina haben sich geeinigt, Mann und Frau zu werden, im Einverständnisse mit ihrer beiderseitigen zahlreichen Verwandtschaft. Gheco ist ein gutgearteter Bursche von zwanzig Jahren und seines Zeichens Strohsesselflechter. Eine freie Kunst! Sein Werkzeug auf der Schulter durchzieht er Venedigs Gäßchen und Plätze mit dem Rufe: Careghe!" In Venedig sind die Strohstühle im Volke allgemein und stets reparaturbedürftig. Der Sesselflicker erfreut sich demnach derselben Beliebtheit wie anderwärts der Drahtbinder. Gheco hat Tage, wo er ein paar Lire heimbringt, und solche, wo er leer ausgeht, wie Andere auch, die eine freie Kunst betreiben. Santina ist Perlfasserin, ein ebenso poetisches als wenig einträgliches Gewerbe, das den Realisten unter den Malern viel Stoff zu Bildern gibt. Santina sitzt den ganzen langen Tag vor ihrer Hausthüre auf dem ländlichen Fondamenta dei Cereri und fädelt Mulden voll Glasperlen mittels eines Büschels Drahtfäden auf Garn über. Bei großer Fingerfertigkeit kann sie durch achtstündige Arbeit fünfzig Centesimi verdienen. Man springt nicht weit damit, aber wenn man sich liebt, ist auch das etwas.

Gheco ist groß und schlank, hat ein hübsches sonngebräuntes Gesicht und ehrliche dunkle Augen, (es gibt auch solche). Santina ist klein, ziemlich blond, weich und weiß. „Die beiden müssen ein Paar werden", hieß es längst, wenn man sie neben einander sah, und im Volke hat man für dergleichen das richtige Gefühl. Die Hochzeit würde zweifelsohne noch hinausgeschoben worden sein, aber Gheco hat das Loos gezogen und begründete Aussicht, seine drei Jahre in Massaua abzudienen. Da ist es doch richtiger, zuvor seine Santina an sich zu ketten; darüber sind sie Alle einig.

Eine frische Brise weht von dem nahen Canal della Marittima her, der sich weiter draußen mit dem offenen Meere verbindet. Santima sitzt vor ihrer Hausthüre und fädelt fleißig Perlen auf. Gheco steht ihr gegenüber und unterhält sie von der bevorstehenden Hochzeitsfeier. Ein halb Dutzend älterer und jüngerer Nachbarinnen lauscht der öffentlich geführten Unterhaltung.

„Eine Hochzeit will ich haben, von der die Leute ein Jahr lang reden sollen!" erklärt Gheco entschlossen. Die Braut klatscht fröhlich in die Hände. Die Jungen unter den Umstehenden rufen freudig: „Balleremo!"

„Das will ich meinen", bekräftigt der Bräutigam zuversichtlich. „Ihr sollt Euch Alle außer Athem tanzen!"

Jetzt erscheint die Mutter Santina's, mit einem ihrer jüngeren Kinder auf dem Arme, in der Thür.

„Und die Kleider, woher wollt ihr denn die nehmen, Santina hat nichts, als was sie auf dem Leibe trägt. Der Winter war zu hart, und mit Versatzscheinen kann man sich nicht bekleiden!"

Santina seufzt. Die Mädchen rufen im Chorus theilnehmend: „Poveretta!" und bieten sich an, mit dem Wenigen, was sie selbst besitzen, auszuhelfen. Der Bräutigam, welchem zwar bei näherer Ueberlegung auch noch Stiefel, Rock und Beinkleid zur feierlichen Ceremonie fehlen, achtet dieser Nebensachen nicht. „Wozu hätte man denn gute Freunde?!" Er zählt der Reihe nach diejenigen auf, welche er in die Kirche und zur Tafel geladen wissen will. Nach langem Aufjubeln und Verwerfen habe er, Santina und der Strom Freunde, welcher von Minute zu Minute höher um sie aufschwillt, zusammen die respectable Ziffer von dreiundfünfzig Einzuladenden herherausgebracht.

„Mein Himmel!" ruft die Schwiegermutter in spe, mit dem zappelnden Kinde auf dem Arm, „wo sollen denn die Alle Platz haben?"

Der Sesselflechter begnügt sich ihr einen überlegenen Seitenblick zuzuwerfen, der so viel besagt als: „Das lasse nur mich machen."

„Ah, che belessa!" ruft die Jugend des fondamenta, „die vielen Leute!"

„Und dabei sind welche," fährt Gheco in seinen Auseinandersetzungen fort, „die sich nicht spotten lassen. Bonifacio, der Fleischer allein, hat mir 8 Kilo Hammelfleisch versprochen."

„Per Bacco," rufen die Zuhörer bewundernd durcheinander.

„Der Taufpathe Santina's, Sior Santolo, wird auch nicht mit leeren Händen kommen" — wirft die Mutter der Braut, Siora Margherita, prahlerisch ein. Er ist zwar nur ein armer Weinbauer, aber er weiß, was sich gehört. „Wenn Deine Tochter heirathet, so sollt Ihr eine Carrettella (Fäßchen) Wein von mir haben. Das hat er mir schon hundert Mal wiederholt."

Ja, ja, das ist es auch gar nicht, was die Leutchen beschäftigt, denn daß man zu einer Hochzeit mitbringt, was man verzehrt und noch etwas darüber, weiß in Venedig jedes Kind. Aber die Gewandung der Brautleute herbei zu schaffen, das ist schon schwieriger!

Endlich ist der festliche Tag angebrochen. Santina wird eben von sechs blühenden Jungfrauen, streng nach Vorschrift, gleich einer Königstochter geschmückt, denn an seiner althergebrachten Etikette läßt Venedigs Volk nicht rütteln. Einen weißen Unterrock mit unzähligen Falbeln hat die Waschfrau geliehen, darüber wird die Braut ein roth und gelb geblumtes Cretonkleid tragen, in welchem eine ihrer Freundinnen vor Wochen ebenfalls zum Altar getreten ist. Ein paar neue Holzpantöffelchen hat ihr die Mutter gekauft. Das bunt gestickte Umhängetuch mit den langen Fransen borgt die Schneiderin von gegenüber her, weil sie auch gerne zu der großen Hochzeit geladen sein will. Den weißen Schleier, den die Landessitte vorschreibt, stellt die Mutter Gheco's bei. Derselbe stammt noch von ihrer eigenen Hochzeit her und hat wiederholt bei Kindtaufen figurirt, ein Umstand, welcher das alte Erbstück nicht werthloser macht. Das Kränzlein endlich, aus weißen künstlichen Blüthen, hat Santina der Eigenthümerin des Perlgeschäftes geschenkt, für welches sie arbeitet. Eigentlich war es einem Standbilde der Madonna während der Mai-Andacht zugedacht gewesen, allein dies verschlägt nichts. Santina's Jugend und Liebreiz gehen aus dieser bunten Zusammenwürfelung dennoch als Siegerin hervor. Weniger gut machte sich der Bräutigam, dem der Rock zu lang, die Beinkleider zu kurz und die Stiefel zu knapp sind. Er empfindet aber nichts von diesen Unvollkommenheiten, er strahlt vor Glück und Seeligkeit. — — —

Dem Häuschen gegenüber, in welchem Santina mit den Ihrigen wohnt, erhebt sich ein alter Palazzo, dessen Erdgeschoß bislang von einer Genueser Fabrik zur Marinirung frischer Aalfische benutzt worden war. Das Lokal hatte sich jedoch bald als zu klein erwiesen. Auch belästigte der scharfe Geruch die Nachbarschaft. Dieser Geruch herrscht auch jetzt noch vor, darum hat man auch den großen Saal mit den verwischten Fresken für bloße 5 Lire zu miethen bekommen. Vom frühen Morgen an schleppen die Eingeladenen Eßwaaren heran. Auch haben sie ihrerseits wieder andere wildfremde Leute aufgefordert, mitzukommen, damit die Versammlung nur ja eine recht zahlreiche werde. Die darauf eingegangen sind, haben ihr Scherflein vorausgeschickt. Der Raum ist ein Bild der Abundantia! Wie frugal man das ganze Jahr über auch sein muß, bei festlichen Anlässen schlägt diese Nüchternheit ins gerade Gegentheil um. Anfangs war die Tafel eigentlich nicht so großartig geplant worden, und die Mutter Santina's hoffte, mit Hilfe einiger ihrer Bekannten, den Obliegenheiten der Küche gerecht zu werden. Erst bei dem Anblick so vieler Gaben Gottes drängt sich ihr die Ueberzeugung auf, daß es nicht möglich sei, ohne einen tüchtigen Koch zu Stande zu kommen, und diese Ueberzeugung ist gleichbedeutend mit der Ausgabe von weiteren 5 Lire. Woher aber diese nehmen? Ihre Cassa ist bis auf den letzten Centisimo erschöpft.

Mit einer Thräne im Auge nimmt sie ihrem dreijährigen Töchterchen die goldenen Ringe aus dem Ohr und trägt sie ins nahe Leihamt. Schmerzlicher Gang, aber dafür wird sie, die das ganze Jahr mit Noth und Entbehrungen kämpft, die Genugthuung haben, am Hochzeitstag ihrer Erstgeborenen, einen Koch in weißer Mütze dreißig Hähnchen am Spieße drehen und duftende Kasserolen mit Schöpsen-Ragout schütteln zu sehen. Der beste Freund Ghecos, ein Gondolier von großartiger Lebensauffassung, hat gleichfalls seine einzige Matratze geopfert, um für deren Erlös beim Conditor einen Berg von Crocanti (gebrannte, mit Zucker übergossene Mandeln) einzuhandeln, eine bei Hochzeiten beliebte Süßigkeit, welche in ihrem Innern einen lebendigen Vogel bergen muß, den die Braut beim Aufschneiden nicht verletzen darf. — — —

Die Trauungsfeierlichkeit in der Kirche ist auf sechs Uhr Abends festgesetzt; dieser soll das Festessen und der Tanz folgen. Der alte Harmonikaspieler hatte sich auch rechtzeitig eingefunden und sitzt bereits in einer Ecke des Saales unter einem großen Lorbeerstock, dessen Blätter noch vor Kurzem zur Würzung des Aales gedient hatten. Geschickte Frauenhände haben im Nu ein Dutzend farbiger Lampions aus Draht und buntem Papier zusammengekleistert, und so ist auch für eine phantastische Beleuchtung gesorgt. Der Bräutigam läßt seine Blicke zufrieden über den geschmückten Raum und die mit Leckereien aller Art reich besetzte Tafel geleiten.

„Und der Wein!" ruft er plötzlich aus, denn erst jetzt fällt es ihm auf, daß das hauptsächlichste Erforderniß fehlt: „Wo ist denn das Faß mit dem Wein, welches Euer Santolo von Fusina bringen sollte?"

Die Frage ist an die Schwiegermutter gerichtet. Sie scheint sie nicht zu hören.

„Siora Margherita. Madoria!" fragt Gheco mit lauter Stimme von Neuem: „Was ist's mit dem Fäßchen Wein?" und er stampft ungeduldig den Boden.

„Anima mia, ich weiß es nicht!"

„Per Dio! Was soll das heißen, Ihr wißt es nicht? Sollen wir ohne Wein Hochzeit halten?"

„Eure Freunde hätten ihn wohl auch bringen können."

„Meine Freunde?! Haben die etwa nicht genug gebracht?" Und der Bräutigam deutet mit ausgebreiteten Armen auf den Ueberfluß an Eßwaaren. „Habt Ihr nicht gestern noch gesagt: Euer Santolo wisse, was sich schickt, und ein Fäßchen vom Besten bringt er von Fusina herein."

„Beruhige Dich, Gheco", erwidert Siora Margherita in sichtlicher Verlegenheit, „er war schon hier und er wird wieder kommen!"

Damit eilt sie zur Thür hinaus und läuft in ihre über der Straße gelegene Behausung. An allen Gliedern zitternd, sinkt sie auf einen Stuhl und weint bitterlich. Die Arme würde freudig zehn Jahre ihres Lebens opfern, um ein Faß Wein zu erlangen.

Und drüben steht Cesare, der dicke Wirth, in der Thüre, er, der Hunderte im Keller hat und auch nicht eines auf Kredit gibt, und sie, die sie sicher auf die Großmuth des Santolo gerechnet! Ach, es ist zum Verzweifeln.

Der ahnungslose Bräutigam verliert indessen die Geduld. Die Gesellschaft kann jeden Augenblick kommen. In einer Stunde heißt es in der Kirche sein, und noch ist der Wein nicht da — der Wein!

Wo zum Teufel war denn der Santolo mit dem Fasse hingerathen! Er will selbst nachsehen, sagt er, und stürzt auf die Straße hinaus. Seine Braut, den Kranz und Schleier auf dem Haupte, läuft ihm gerade in die Arme. Allein Gheco hat jetzt nur einen Gedanken: der Wein!

„Santina, denk' Dir, Dein Taufpathe ist mit dem Wein wieder fortgefahren!"

Santina schlägt die Angen zu Boden, sie weiß bereits um den Vorfall. In diesem Augenblick kommt ihre Freundin Terestta, welche man auf Kundschaft ausgeschickt hat, außer Athem herangelaufen.

„Dein Santolo steht draußen in Canal della Maritima sammt dem Faß!"

Der Bräutigam jubelt. Santina aber flüsterte ihm zu: „Laß mich vorerst mit ihm reden," und leichfüßig, ihres Putzes uneingedenk, läuft sie das „Fondamenta" entlang und bis auf den Kai hinaus, wo der Weinbauer mit seiner Bark angelegt hat. Gheco folgte ihr auf dem Fuße. Da sitzt der Alte an seinem Fahrzeug, die Chioggioten-Pfeife hängt ihm im Munde.

„Meiner Seel', er ist eingeschlafen!" Gheco nützt den Augenblick, springt in das Boot, ladet das Fäßchen auf seine starken Schultern und trägt es im Triumphe davon. Santina aber, welche mit diesem Gewaltact nicht einverstanden ist, eilt zu dem Alten in die Barke, um ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten und milde zu stimmen. Der Weinbauer erwacht, bemerkt, daß das Faß fort ist, und verwünscht Santina, die Hochzeit und ihren hinterlistigen Bräutigam. Eins, zwei, drei—und er stößt vom Ufer ab.

„Santolo, um Gotteswillen, was thut Ihr? Ich muß zurück—in die Kirche—kehrt um—haltet an!"

Aber der starrsinnige Alte hörte nicht auf sie, erbittert schreit er:

„Ah, Ihr wollt einen alten Mann um seinen Wein betrügen, wartet nur!"

„Sie werden Euch Alles zahlen". fleht die Braut händeringend, während die Barke, vom Winde beschleunigt, mit erschreckender Geschwindigkeit vorwärts treibt.

„Nichts werden sie mir zahlen!" zetert der Barkenführer, mit dem Ruder rasch ausgreifend — „dreißig Lire ist der Wein unter Brüdern werth, und ich wollte blos zehn darauf, weil ich morgen die Steuer zahlen muß, und die geben sie auch nicht her, das Lumpengesindel!"

„Santolo, Santolo! Sie werden Euch zahlen" — fleht die Braut von Neuem — „kehrt nur um, bedenkt die Schande — die vielen Menschen — habt doch Erbarmen!"

„Wohl mit dem frechen Burschen, der das Faß aus meiner Barke fortgeschleppt hat? Nichts da, zehn Lire, oder Du bleibst bei mir!"

„Das ist mein Tod!" jammert Santina.

„Warum nicht gar. Bist schon gar oft bei uns in Fusina gewesen und hast Dir's gut geschehen lassen."

Als Santina sieht, daß ihr Bitten und Jammern nichts nützt, fängt sie aus vollem Halse zu schreien an, allein ihre Stimme verhallt im Winde. Mit weit aufgerissenen Augen steht sie in der Barke und starrt nach dem Ufer, von welchem sie abgestoßen sind. Die scheidende Sonne beleuchtet ihre lichte Gestalt, während dort, wohin ihre Blicke unverwandt gerichtet sind, schon Alles in tiefem Schatten liegt. Indem sie bleichen Lippen zur Madonna sprechen: „Santissima! Verdirb mir den schönsten Tag meines Lebens nicht!" bewegt die Verzweifelte ihren weißen Schleier gleich einer Fahne hin und her. Am Ufer taucht jetzt eine Gestalt auf, ihr folgt eine zweite, eine dritte, und noch eine, ein ganzer Menschenschwarm steht plötzlich da. Gewiß hat man ihr Nothsignal bemerkt, man wird ihr zu Hilfe kommen! Hoffnung zieht in ihre Brust ein.

„Santolo, da seht selbst, sie stehen Alle am Ufer, sie wollen Euch bezahlen, kehrt um!"

„Wer's glaubt, ich nicht", ruft der alte Starrkopf. Immer schneller bewegt sich das Fahrzeug auf dem weiten, unabsehbaren Wasserspiegel vorwärts, nur noch Punkte sind die Gestalten am Ufer, Punkte, die sich hin und her bewegen. Jetzt entschwinden auch diese Santinas Blicken, denn die Barke hat sich gedreht und steuert um ein Inselchen herum. Muthlos läßt sie die Arme sinken, ihre Füße tragen sie nicht mehr, sie läßt sich auf den Boden der Barke gleiten, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„So ist der schöne Tag verdorben!" Santina glaubt, das Herz müsse ihr brechen vor Schmerz.

Ein Ruck, ein Stoß, zwei kräftige Arme umfassen sie, und sie sitzt in einer Gondel mit gehobenem Segel. Der Alte hat gut fluchen, er vermag sein Pfand nicht wiederzubekommen.

„Maledetto pirato!" brüllt der siegreiche Gondolier — „morgen zahlt man Dir Deinen Wein, und heute danke Gott, daß ich Dich nicht untergetaucht habe!" Es ist derselbe, welcher die Torte mit dem Vogel gespendet hat.

Eine halbe Stunde später stehen Gheco und Santina vor dem Traualtar; jede Spur von überstandener Angst ist aus den Zügen der 17jährigen Braut geschwunden. Seit Jahren hat man im Sestiere von Santa Croce keine fröhlichere Hochzeit gesehen, und wenig Bräute können sich rühmen, mehr Hühnerköpfe auf ihrem Teller zu Hauf' gelegt zu sehen. Zum Schlusse wird eine Kollekte veranstaltet, um die zehn Lire für den Wein aufzubringen, der mild wie Milch und würzig wie Pfeffer ist. Leider aber finden sich in den Taschen der zweiundsechzig Tafelnden nur siebenunddreißig Centesimi Baargeld vor.

— „**Der König hat eine Bataille** verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg", so lautete die Verkündigung des Berliner Gouverneurs am 18. Oktober 1806, als man die Unglücksnachricht von Jena erfahren hatte. Derselbe Graf Schulenburg flüchtete schon Tags darauf aus Berlin, sein Schwiegersohn Graf Hatzfeld übernahm das Civil-Gouvernement und berief die Berliner Bürgergarde zu den Waffen. Das war keine Elitetruppe. Wer irgend die Mittel erschwingen konnte, kaufte sich einen Stellvertreter, um nicht selbst Dienst thun zu müssen. Dieser edlen Schaar war „bei Todesstrafe" vom Magistrat verboten worden, den anrückenden Franzosen irgend welchen Widerstand zu leisten. Als am ersten Tage der Bewachung Berlins durch diese Garde ein Officier die verschiedenen Posten revidirte, fand er einen Gardisten sehr gemüthlich in die Ecke des Schilderhauses gelehnt im ruhigsten Schlafe. Er rüttelte den Pflichtvergessenen auf und machte ihm heftige Vorwürfe. Der Bürger aber erwiderte, als er sich ermuntert hatte: „Na ja doch! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"

Wie der Rothmann civilisirt wird.

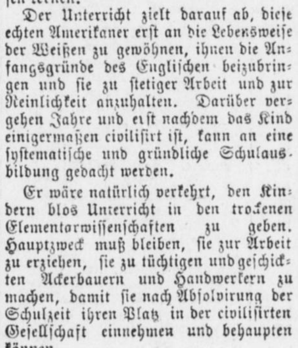
Am 1. November 1879 wurde die Indianerschule in Carlisle, Pa., mit 76 Dakotakindern und 51 Kindern aus Stämmen vom Indianer-Territorium gegründet. Jetzt aber erhalten dort 800 rothhäutige Knaben und Mädchen von über fünfzig verschiedenen Stämmen Schulunterricht und 53 derselben sind in diesem Jahre als vollständig und gründlich ausgebildet entlassen worden. In der Regel verbleibt das Indianerkind, welches in die Schule von Carlisle eintritt, zehn Jahre daselbst, und nach Absolvirung dieses Cursus können alle Schüler lesen, schreiben und rechnen, haben einige Geschichts- und Geographie-Kenntnisse und sind ungefähr soweit vorgeschritten, wie die weißen Kinder beim Austritt aus den Landschulen.

Tom Tarlino.
(Beim Eintritt in die Schule.)

Die Bilder stellen einen Navajo-Knaben Namens Tom Taclino dar, beim Eintritt in die Schule und nach dreijährigem Besuch derselben. Schmutzig, buschig, wild und oftmals halb verthiert kommen die Kinder in die Anstalt, aber schon nach einiger Zeit zeigt es sich, daß die wilden Triebe gebändigt worden sind, daß die Kinder die Wohlthaten eines geregelten Lebens selbst erkennen, daß sie gehorsam und sich in die Disciplin einschmiegen lernen und den Wald, die Felsenheimath und den Wigwam vergessen lernen.

Der Unterricht zielt darauf ab, diese echten Amerikaner erst an die Lebensweise der Weißen zu gewöhnen, ihnen die Anfangsgründe des Englischen beizubringen und sie zu stetiger Arbeit und zur Reinlichkeit anzuhalten. Darüber vergehen Jahre und erst nachdem das Kind einigermaßen civilisirt ist, kann an eine systematische und gründliche Schulausbildung gedacht werden.

Er wäre natürlich verkehrt, den Kindern blos Unterricht in den trockenen Elementarwissenschaften zu geben. Hauptzweck muß bleiben, sie zur Arbeit zu erziehen, sie zu tüchtigen und geschickten Ackerbauern und Handwerkern zu machen, damit sie nach Absolvirung der Schulzeit ihren Platz in der civilisirten Gesellschaft einnehmen und behaupten können.



Tom Tarlino.
(Nach dreijährigem Schulbesuch.)

So werden die Knaben als Farmer, Huffschmiede, Holzarbeiter u. s. w. ausgebildet und besonders wird darauf gesehen, daß der Naturtrieb zu einem nomadisirenden Leben gebändigt wird. Die Mädchen lehrt man Haushaltungs- und Handarbeit. Die besten Schüler werden weiter ausgebildet, um später als Lehrer in der Anstalt thätig zu sein.

Denn man hat gefunden, daß das Beispiel eines wirklich civilisirten Indianers auf die jungen ungeschlachten Knaben und Mädchen, welche alljährlich neu aufgenommen werden, außerordentlich wohlthätig wirkt.

Die Resultate, welche man bis jetzt erzielt hat, sind recht befriedigend. Der Indianer ist bei gleichmäßiger, nicht zu strenger, aber auch nicht allzu milder Behandlung lenksam und gutmüthig. In der Intelligenz steht er durchaus nicht so sehr hinter dem Durchschnitt der weißen Bevölkerung zurück, als man bisher geglaubt hat. Die Thatsache, daß die von den Indianerkindern bewirthschaftete große Farm im letzten Jahre einen Reinertrag von $12,000 lieferte, spricht sehr günstig für den Fleiß und die Anstelligkeit dieser rothen Kinder der Wüste und des Urwaldes.

Zweierlei Arbeit.

„Meine Frau thut immer gerade das Gegentheil von dem, was Ich thue. Ich kehre gern ein und sie kehrt gern aus!"

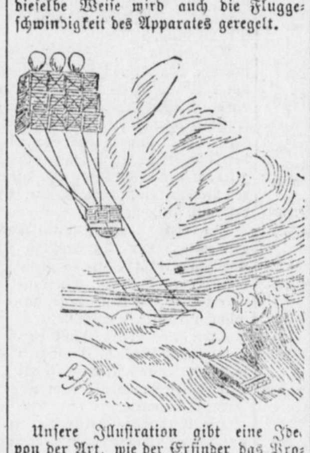
Trinkerspruch.

Tresfaciunt collegium —
Die Lehre ist fürwahr nicht dumm.
Doch fehlen Dir daran die Zwei,
So sei nicht dumm und trink' für Drei!

Neuer Luftschiffahrts-Apparat.

Die Versuche, sich die Luft dienstbar zu machen, sind so alt wie die Welt. Schon die Mythe vom Bellorophon zeigt, daß die Alten sich mit der Luftschiffahrt befaßt haben, und von den Zeiten der dunklen Sage bis auf den heutigen Tag ist die Menschheit nicht müde geworden, über das Problem nachzusinnen, wie sie die Luft ebenso beherrschen könne, wie die Erde und das Wasser. Zeugniß davon legen die Hunderte von Modellen ab, welche in einer bestimmten Kammer des Patentamtes in Washington aufgestapelt sind.

Das Neueste auf dem Gebiete der Luftschiffahrts-Technik ist ein von Dr. David Thayer in Boston erfundener und patentirter Apparat „um die Luft zu durchschiffen und Fahrzeuge und Gefährte über Land und durch Wasser fortzubewegen." Der Erfinder nennt den Apparat eine Lufteisenbahn. Letzterer besteht aus einer Anzahl aneinander befestigter Drachen mit Ballons, wie man sie im Bilde sieht, die durch Stricke an den Wagen, das Boot oder das Floß befestigt sind. Die treibende Kraft ist die Luft, welche sich in die Drachen setzt. Herrscht Windstille, so tragen die Ballons den Apparat. Gesteuert wird derselbe von der Gondel aus, welche daran befestigt ist, und zwar mittelst der Stricke in der Weise, daß mehr oder weniger Fläche dem Winde zugekehrt wird. Auf dieselbe Weise wird auch die Fluggeschwindigkeit des Apparates geregelt.



Unsere Illustration gibt eine Idee von der Art, wie der Erfinder das Problem der Luftschiffahrt zu lösen gedenkt. Hat einer unserer Leser Lust, es mit dem Apparat zu versuchen, so kann er ja „mit Leichtigkeit" einen solchen construiren. Nur möchten wir ihm rathen, es vorerst nicht auf dem offenen Meere zu riskiren, auch nicht auf den Seen, sondern ein weniger gefährliches Versuchsfeld zu wählen, wo er bald wieder Boden unter den Füßen hat, falls das Ding nicht ganz nach Wunsch arbeiten sollte. Am Gescheutesten thut man wohl, zu warten, bis Dr. David Thayer die Sache selbst durchprobirt hat. Zudem hat der Herr ja das Patent und damit auch die obrigkeitliche Erlaubniß, sich den Hals zu brechen. Passirt ihm das, so hat er mindestens den Ruhm, ein Opfer der Wissenschaft geworden zu sein, greift der Leser ihm aber vor, so wird man ihn höchstens einen Narren schelten.

Auch eine Theilnahme.

Ein Herr badet im See und schwimmt zur Hütte hinaus. Die Schifferleute sehen ihm zu. Plötzlich verschwindet

derselbe und kommt nicht mehr zum Vorschein, weil er erst in der Hütte wieder auftaucht. Endlich kommt er angekleidet

bet heraus. Schiffer: „Jessas, da sind S' ja, — jetzt hab'n wir 'glaubt, Sie san ertrunken!" — Herr: „So? Nun, und Ihr hättet gar nichts zu meiner Rettung unternommen — als Schiffer mit dem Boot?" — Schiffer: „Freili', freili', wir hab'n alleweil g'schaugt — alleweil hab'n ma' geschaugt!"

— **Begründet.** Kaufmann (zu einem Lehrling): Sagen Sie Ihrem Principal, er habe sich in der mir übersandten Rechnung um 50 Mark geirrt! Lehrling: Nicht möglich! Kaufmann: Warum nicht möglich? Irren ist menschlich! Lehrling: Schon recht, aber mein Principal ist ein Unmensch!

Fräulein Pauline Levy's Roman.

Man schreibt aus Sydney: Nachstehender tragischer Vorfall, dem in gewissem Sinne allerdings auch die komische Seite nicht mangelt, hat die Gemüther der guten Melbourner augenblicklich in gewaltige Aufregung versetzt. Am 23. April wurde nämlich im dortigen Hafen nahe bei der Vorstadt St Kilda die Leiche eines jungen Mädchens aufgefunden. Der Coroner hielt in der Folge die vorgeschriebene Untersuchung ab, die biederen Geschworenen gaben ihren Wahrspruch ab: „found drowned, ertrunken aufgefunden", und da sich keine Menschenseele meldete, um die Todte zu reklamiren, wurde der Leichnam am nächsten Tage zur Erde bestattet. Eine Woche war vergangen, da stellte sich eines Tages ein Herr auf der Morgue ein und verlangte den Aufsichtsbeamten zu sprechen. Dieser erschien denn auch, worauf der Herr sich ihm als ein Deutscher Namens Louis Lichtmann vorstellte und die bei der erwähnten Frauensperson vorgefundenen Schmuckgegenstände zu sehen wünschte. Kaum hatte er aber einen Blick auf die Gegenstände geworfen, als er dem Beamten unter Thränen mittheilte, er erkenne sie nur zu gut, hätten sie doch seiner Braut, Pauline Levy gehört, die erst vor wenigen Wochen mit dem englischen Postdampfer „Iberia" in Melbourne eingetroffen, aber seit dem 29. März, an welchem Tage die Hochzeit stattfinden sollte, spurlos verschwunden sei. Lichtmann holte denn auch noch eine Frau Breßler herbei, bei welcher Pauline Levy gewohnt hatte. Die gute Frau erklärte anfänglich auch sehr bestimmt, die vorgelegten Gegenstände als das Eigenthum der Verschwundenen wiederzuerkennen, dann aber kamen ihr Bedenken. Jedenfalls hatte P. Levy ihres Wissens kein solches Kleid besessen wie dasjenige, mit dem die Todte bekleidet gefunden worden war. Kurz und gut, Frau Breßler meinte schließlich, die Todte wäre wohl am Ende gar nicht die vermißte Pauline. Nunmehr wurde die Geheimpolizei in Bewegung gesetzt, der es auch gelang, eine Anzahl Passagiere der „Iberia" ausfindig zu machen. Man ersuchte dieselben, nach der Morgue zu kommen, was auch geschah.

Hier aber erklärten sie einstimmig, Kleider und Schmucksachen des ertrunkenen Mädchens seien zwar denen, welche Pauline Levy zu tragen pflegte, ähnlich, sie aber als Eigenthum der Vermißten zu identificiren, das vermöchten sie denn doch nicht. So vergingen wieder mehrere Tage, während deren allerdings die Polizei nicht ganz müßig geblieben zu sein scheint. Denn eines Abends ist bei der Melbourner Polizei-Direction die überraschende Nachricht eingelaufen, daß Frl. Levy sich im besten Wohlsein in Mildura aufhalte — mit ihrem Gatten. Die junge Dame hatte auf der „Iberia" die Bekanntschaft eines jungen englischen Herrn Namens Reid gemacht und war am 29. März anstatt mit Herrn Louis Lichtmann, mit jenem vor dem Standesbeamten erschienen. Allerdings ist die junge Frau noch nicht volljährig, so daß auf einen Strafantrag der Verwandten hin eventl. behördlich gegen das Ehepaar eingeschritten werden müßte. Ob aber dieser Schritt dem armen Lichtmann, der für die Ungetreue obendrein die Ueberfahrt bezahlt haben soll, viel helfen wird, das ist eine andere Frage.

Zärtliche Ehegatten.

Ein rumänisches, der Opposition angehörendes Blatt veröffentlicht einige Briefe aus dem ehelichen Leben eines sehr bekannten rumänischen Deputirten, dessen Gattin vor einigen Wochen nach einer vierzehnjährigen Ehe ihren Wohnsitz in Bukarest mit dem Aufenthalt in einem österreichischen Badeorte vertauscht hatte. Der Brief der Gattin lautet: „Mein theurer Mann! Ich habe Dir vor meiner Abreise erklärt, daß es nur eine unüberwindliche Abneigung ist, die mich von Dir treibt. Es ist die lautere Wahrheit! Ich verabscheue Dich, mein Kind, und Dein goldenes Herz wird mir dies nicht einmal verübeln. Wir haben lange genug so glücklich mit einander gelebt, daß bei der Fortdauer unserer Beziehungen eine Steigerung nicht möglich und wir nun fern von einander noch glücklicher werden können. Die Uebereinstimmung unserer Ansichten geht so weit, daß Du den Eklat vermeiden möchtest, und ich genau dasselbe will. Ich bin gern bereit, Dir und Papa den Scheidungsproceß zu ersparen, wenn Deine Herzensgüte mir eine Revenue von 12,000 Frcs. —

Du weißt, ich hatte stets eine kleine Schwäche für runde Summen, — nicht versagt, Es ist dies nicht zu viel für eine alleinstehendende Frau, zumal in Zeiten nicht, wo der Bäckerstrike das Frühstücksgebäck und die Frühstückstoiletten immens vertheuert. Das siehst Du doch ein? Gewiß! Schreibe mir ab r r cht bald und denke Dir, daß ich Dich herzlich umarme. ...... P. S. Denken wirst Du Dir das später auch noch dürfen!" Der Herr Abgeordnete setzte sich sofort nach Empfang dieses liebenswürdigen Briefchens an den Schreibtisch und antwortete: „Madame! Es ist mir unangenehm, daß Sie mich verabscheuen, allein ich hoffe, nicht daran zu sterben. Sie glauben glücklicher zu werden, wenn Sie nicht mehr mit mir, sondern, da Sie von mir eine Revenue fordern, von mir leben.

Ob auch ich die angedeutete Steigerung des Glückes finde, das vermögen Sie, Madame, nicht zu beurtheilen, da wir blos vierzehn Jahre verehelicht waren. Allein, ich will Sie glücklicher machen, und mein goldenes Herz, oder sagen wir herziges Gold, gewährt Ihnen eine Apanage von 800 Frcs. Sie werden finden, daß Ihr Faible für Rundungen bei 800 wesentlich besser fährt, als bei eckigen 12,000, und mein Gewissen ist ruhig, da ich weiß, daß auch die von mir gebotene Revenue es Ihnen erlauben wird, sämmtliche Bäcker Bukarests zu verachten. Was die Frühstücks-Toiletten betrifft, so bin ich Cavalier genug, dieselbe „zuzulegen". Es muß ja doch wenigstens ein Band geben, welches nicht geschiedene Eheleute aneinander knüpft, sei es denn die Rechnung für die Frühstücks-Toilette. Ich habe die Ehre, Ihnen die Fingerspitzen zu küssen und denke keinen Augenblick daran, daß Sie mich umarmen."